Die überarbeitete Frau

Autor(en): **B.S.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 48

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-648095

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

auf ihnen gesessen haben? Ein Liebespaar, das sich verzankte und sich nicht mehr sehen wollte? Eines, das miteinander scherzte? Und da wir gerade bei der Liebe sind — an einem Stühlepaar, das hochaufgerichtet an einem rissigen Baumstamm lehnt, erkennen wir ohne Mühe, daß es nicht nur Leidenschaften zwischen Menschen, sondern auch solche zwischen Stühlen gibt. Und vielleicht wäre es interessanter zu belauschen, was der eine Stuhl dem andern heimlich zuraunt an Liebesschwüren, als die ewigen Beteuerungen zu vernehmen, die sich in der Menschenwelt bei derartigen Gelegenheiten hören lassen . . . Doch wollen wir nicht allzulange bei diesen Vermutungen verweilen und in dem Stühlepaar, das so nett und kameradschaftlich gegeneinanderlehnt oder -gefallen ist, lieber ein Freundespaar erkennen, das sich Geschichten vom vergangenen Sommer erzählt. Geschichten vom Hyde-Park und der Serpentine, auf deren Wasserfläche hell die Sonne blinkte, Geschichten von einer schlanken Lady mit einem großen Hund, die stolz und still über die Wiesen schritt, sich einen Stuhl mietete und einen halben Tag lang, verträumt in einem Buche lesend, darauf verbrachte. Von Teegesellschaften unter aufgespannten Sonnenschirmen, von höflichen Kellnern, die mit der Würde eines Lords in den Hyde-Park-Restaurants Toast und Erdbeeren servierten, von spielenden Kindern, von Sandwichs und Sandwichmännern, vom Märchenfigürlein, um das die hübschen nurses ihre Babies kutschieren, — von sehr viel Liebe und sehr viel Leid, von fröhlich bewegtem Leben im Freien, von der Vergänglichkeit des Sommers und von der List und Tücke manchen Hyde-Park-Gastes, der sich hastig aus dem Staube machte, wenn die Kassiererin kam, um die zwei Pennies zu holen . . .

Inzwischen lichtet sich der Nebel, Die Serpentine glitzert im frühen Abend. Rasch sind die Stühle am Ufer wieder aufgestellt. Kommt ein später Gast oder ein einsames Liebespaar, das keine andere Heimstatt findet als die herbstliche Natur, so sind sie bereit. Im Ausgang des Parks treffen wir noch einmal auf zwei, die sich innig umhalsen wie Freunde, die sich nie verlassen wollen. Und einer liegt mutterseelenallein im nassen Gras. Er ist ein ganz verknöcherter Junggeselle, der uns die Trostlosigkeit des Herbstes und des Winters auf bitterböse Art nahebringen möchte. Wir lassen uns nicht beirren. Die Busse fahren wieder. Der einsame Stuhl ist vergessen. Wahrscheinlich hat er sich besonders ungebührlich aufgeführt und seine Einsamkeit verdient. Lachend sehen wir uns in die Augen als die große menschliche Gemeinschaft der wiederbelebten Stadt uns aufnimmt . . .

Mgl.

Unser Bärengraben erhält Konkurrenz!

Was niemand für möglich gehalten hätte, ist Wirklichkeit geworden! Unsere zottigen braunen Gesellen im Bärengraben, die dank ihrer besondern Gewandtheit im Rüeblibetteln den Namen „Bern" in allen Landen bekannt machten, haben eine Konkurrenz erhalten.Dazu noch in den eigenen Stadtmauern! Fast über Nacht ist die Gefahr hereingebrochen und droht unserm verdienten Meister Petz den Platz an der Sonne wegzunehmen. Keine Ausstellung, kein Fest, kein neues Gebäude, nichts hätte das Unglaubliche zustandebringen können. Bloß einem kleinen, braunen Tierchen mit langem, buschigem Schwanz, großen hübschen Aeuglein und zwei neckischen „Hörnchen" als Zierde seines lieblichen Köpfchens ist dies gelungen, einem winzigen Wesen, das ein einziger Hieb einer ungeschlachten Bärentatze zu Brei zermalen könnte! Trotz seiner Kleinheit und trotz seinem unscheinbaren und wenig gewichtigen Auftreten hat das drollige Geschöpfchen in kurzer Zeit die Herzen der Berner erobert. In den Schulen sprechen alle Kinder von ihm, beim Teekränzchen die alten Tanten, im Tram, auf der Straße, in Cafés und Restaurants, überall ertönt die erstaunte Farge: „Was, Sie haben sie noch nicht gesehen, die kleinen zwirbligen Kerlchen im Tierpark unten? Da müssen Sie unbedingt nächsten Samstag oder Sonntag ins Dählhölzli gehen und sich das drollige Treiben dieses kleinen Nagetierchens ansehen. Sie brauchen nicht lange zu suchen und von Gehege zu Gehege zu wandern. Im ganzen Tierpark ist das süße kleine Ding zu Hause! In den letzten Wochen und Monaten hat es sich aus nah und fern in großer Zahl im untern Dählhölzliwald eingefunden. Die gute Luft, die schöne neue Anlage und die sympathische Anwesenheit der verschiedensten andern Tiere und Tierchen schienen ihm so zu behagen, daß es sich in der Gegend gleich häuslich niederließ, sich vermehrte und heute schon so zahlreich geworden ist, daß Sie ihm sozusagen auf Schritt und Tritt begegnen.

Leisten Sie dem gutgemeinten Rat Ihres Bekannten Folge und lenken Sie Ihre Schritte in einer freien Stunde in den schönen neuen Park, dann können Sie sich schon nach wenigen Minuten von der Richtigkeit der Ihnen zuerst etwas rätselhaft erschienenen Angaben überzeugen. Kommen Sie von der Thormannstraße her, von der Elfenau, oder steigen Sie links des Dählhölzlirestaurants den neu gepflästerten Weg zu den Volièren und Rehgehegen hinauf, Sie werden unfehlbar ein Opfer des kleinen unbekannten Herrschers des Tierparks. Wieselflink springt plötzlich ein purzliges braunes Wesen über Ihren Weg, setzt sich auf einen wenige Meter entfernten alten Baumstrunk und richtet sein zartes Körperchen kerzengerade in die Höhe. Ein prächtig buschiger Schwanz schwingt sich im Rücken des Tierchens bis auf Kopfhöhe empor und die vor die Brust gelegten kurzen Vorderfüßchen geben ihm ein ungemein drolliges Ansehen. Kein Laut, keine Bewegung, die Haltung allein spricht zu Ihnen. Unwillkürlich kramen Sie in Ihren Taschen, finden einige Krumen oder ein Stückchen Schokolade — und schon ist das flinke Geschöpfchen mit seinen großen treuen Augen ganz dicht bei Ihnen, um mit flinker Bewegung nach dem Inhalt ihrer Hand zu haschen. Plötzlich, wie es gekommen, ist das Tierchen auch schon wieder weg. Mit langen, weichen Sätzen hüpft es davon und schwingt sich auf einen sichern Ast. Die Hinterfüßchen klammern sich fest um das Holz, der weit nach außen geschwungene Schwanz hält das aufgerichtete Körperchen im Gleichgewicht und aus den Vorderläufchen wird geschäftig an dem erbettelten Schatze herumgeknuspert. Wie das letzte Bißchen verschwunden ist, sitzt der kleine braune Bettler auch schon wieder bei Ihnen! Diesmal macht er es aber anders: die Beute wird nicht sogleich verzehrt, sondern in einem entfernten, geschützten Winkel vergraben oder versteckt, um später in mageren Zeiten Verwendung zu finden. Wieder und wieder hüpft das zierliche Ding zu Ihnen, bis daß Sie schließlich nichts mehr in den Taschen haben und weiter gehen müssen. Keine zwanzig Schritte weiter bietet sich Ihnen dasselbe Bild: Ein anderer Tierparkbesucher ist wie Sie ein Opfer dieser reizenden Bettlergilde geworden!

Die Tiere links und rechts des Weges in den Gehegen interessieren Sie nicht mehr sehr. Innerlich ergriffen durch das drollige Benehmen und das große Zutrauen des kleinen Nagers gehen Sie nach Hause und nehmen sich vor, recht bald mit gefüllten Taschen den anmutigen Bettler wieder zu besuchen.

Die Eichhörnchen im Tierpark sind ungewollt zu unserer neuesten Sehenswürdigkeit geworden! Ein eiliger Zürcher, der als erster mit seinem Film zur Stelle sein wollte, hat von dem allem Anschein nach sehr lokalpatriotisch eingestellten Buschschwänzchen vor kurzer Zeit eine recht deutliche Abfuhr geholt: Statt mit einem hübschen „Männchen" vor die Kamera zu sitzen, ist es ihm gleich auf den Apparat gehüpft und hat seine scharfen Zähnchen verachtend in den wenig widerstandsfähigen Ausziehbalg gebohrt!

P. A. Heß.

Die überarbeitete Frau.

Es wird heute so viel von Ueberbürdung der Frau gesprochen: Berufsarbeit, Hauswirtschaft, Kinderpflege — all dies und noch mehr, lastet auf den schwachen Schultern des weiblichen Geschlechts. Man jammert über diese zeitgeborenen Umstände, man schränkt den Kindersegen ein, man schafft immer neue Erleichterungen für den Haushalt, man treibt die zarte Rücksicht so weit, die Frau aus ihrem Beruf zu verdrängen, damit sie sich nicht mehr wegen Ueberarbeitung beklagen kann.

Ja, waren denn die Frauen früherer Generationen soviel besser daran, als wir heutigen? Hatten sie weniger zu tun, führten sie ein leichteres Leben?

Man braucht gar nicht bis zu den Urzeiten zurückzugehen, wo alle Last auf der Frau lag — wie übrigens auch heute noch bei den ärmern Schichten des Orients (und nicht nur des Orients), um diese Frage zu verneinen. Auch spätere Jahrhunderte, z. B. das hochkultivierte XVIII., verhielten sich den Frauen gegenüber nicht immer nur galant.

Man lese etwa die wunderschöne „Kleine Chronik der Anna Magdalena Bach", der Gattin des großen Johann Sebastian. Gerade weil hier die Person der Frau gar nicht in den Vordergrund gerückt ist, gewinnt man einen objektiven Ueberblick über die Pflichten, die damals einer guten bürgerlichen Hausfrau und braven Ehegefährtin oblagen.

Anna Magdalena hatte dreizehn Kinder, von denen freilich nur sechs am Leben blieben. Außerdem vier Stiefkinder, denen sie eine aufopfernde Mutter war. Sie leitete sparsam das Hauswesen, sorgte mütterlich für die zahlreichen Schüler und Gäste, die die Verehrung für den großen Musiker ins Haus führte; und fand dabei immer noch Zeit, seine Kompositionen zu kopieren, die geistige Gemeinschaft mit ihrem Gatten aufrecht zu erhalten.

Sie war vielleicht die berühmteste, aber gewiß nicht die einzige Frau, die so handelte. Denn gab es damals auch kaum selbständige Frauenberufe, so mußten die Frauen doch fast ausnahmslos dem Mann in seinem Gewerbe zur Seite stehen: sei es im Geschäft, im Handwerk oder der Landwirtschaft. Gewiß hielt der bürgerliche Haushalt damals mehr Dienstpersonal. Aber was gab es auch zu tun: Im Haus wurde gesponnen und gewoben, das Bier gebraut, die Kerzen gezogen, das Fleisch geschlachtet und gepökelt. Es gab keine der vielen Erleichterungen und Bequemlichkeiten, wie wir sie kennen. Dafür hatte jede dieser wackern Hausfrauen alljährlich einen Säugling an der Brust.

Es gibt eine einzige Epoche im Leben der Menschheit, wo eine Konstellation günstiger Umstände auch den Frauen breiterer Schichten — nicht nur wie sonst der Blut- und Geldaristokratie — eine verhältnismäßig leichte und angenehme Existenz ermöglichte. Gemeint sind die letzten vierzig bis fünfzig Jahre vor dem Weltkrieg.

Schon die französische Revolution hatte den Frauen erhöhte Rechte und Bildungsmöglichkeiten gebracht. Dazu kam der wirtschaftliche und gesellschaftliche Aufstieg des Bürgertums. Die technischen Neuerfindungen führten zu einer ungeahnten Arbeitserleichterung auf dem Gebiet des Hauswesens. Eine Fülle von Arbeit konnte erspart werden. Das Wasser mußte nicht mehr vom Brunnen herbeigeschleppt, das Brot nicht mehr im Hause gebacken werden; statt des längst überwundenen Spinnrads begann die Nähmaschine zu surren und die fleißige Hand zu ersetzen. Gas und Elektrizität, Heißwasserleitung, Zentralheizung usw. übernahmen die Rolle moderner Heinzelmännchen.

Dafür wurde der Kindersegen eingeschränkt. Denn erstens war es nicht gesund, zweitens nicht bequem, drittens nicht billig, viele Kinder in die Welt zu setzen. Für den Säugling hielt man eine Amme, für die Heranwachsenden eine Nurse oder Gouvernante. Von jahrtausendelangem Druck entlastet, lernten die Frauen den Genuß des Lebens schätzen, und hatten fast zuviel Zeit, ausschließlich an ihr Vergnügen und Behagen zu denken.

Viele Frauen drängten damals in männliche Berufe — durchaus nicht nur um des Broterwerbs willen, sondern weil sie nicht bloße Drohnen im Lebenskampf sein wollten.

Nach dieser relativ kurzen, für immer dahingegangenen Epoche aber blicken noch heute die Augen unzähliger Frauen, wie nach einem entschwundenen Ideal. Sie haben sie zum Teil gar nicht selbst erlebt, kennen sie nur vom Hörensagen; doch die Tradition, daß es den Frauen gebühre, ein leichtes, angenehmes, sorgenfreies Leben an der Seite eines Mannes zu führen, der alle Last und Verantwortung für sie auf sich nimmt, ist in ihrem Blute noch nicht erloschen.

Daher sind wir gewohnt, bei jeder Gelegenheit über Arbeitsüberbürdung zu klagen, obwohl das Frauenleben der Gegenwart, ungeachtet aller zeitbedingten Erschwerungen, wesentlich leichter ist, als jenes, das unsere Urmütter führten. Die erhöhte Hygiene und Reinlichkeit, das körperliche Training, die Beschränkung der Geburtenzahl, die verbesserte Wochenpflege — wären allein schon Grund genug. Dazu kommen die zahlreichen hauswirtschaftlichen Erleichterungen, die gesteigerte Wohnkultur, die vielfältigen Erholungsmöglichkeiten, die man vordem kaum kannte. Ganz zu schweigen von den neuerworbenen Frauenrechten im Vergleich zu früheren Zeiten. Noch vor 50 Jahren war die Frau rechtlich den Unmündigen und Schwachsinnigen gleichgestellt. Jedes höhere Studium war ihr verschlossen; nicht einmal die Kinder, die sie gebar, gehörten ihr.

Wie weit haben wir es seither gebracht! Wieviel Wege und Möglichkeiten stehen uns, trotz aller Schwierigkeiten, offen!

Wenn eine Frau heute in ihrem Beruf tätig ist, daneben ihre Hauswirtschaft versieht und vielleicht ein Kind aufzieht, so ist das gewiß eine sehr ansehnliche Leistung. Aber doch kaum ein Zehntel dessen, was ihre Urgroßmutter auf sich hatte: Vor allem ein Dutzend Kinder, mit den dazugehörigen körperlichen Beschwerden und Leiden. Ein großer verantwortungsvoller Haushalt, der Sorge und Arbeit der Hausfrau von früh bis spät in Anspruch nahm. Keinerlei Pflege und Erholung.

Mit fünfunddreißig war die Frau im allgemeinen verbraucht, mit vierzig meist eine Matrone. In diesem Alter sind wir noch jung, auch wenn wir uns überanstrengt fühlen. Wir kleiden uns hübsch, frisieren uns jugendlich und nehmen mit Selbstverständlichkeit an allen Genüssen der Jugend teil.

Beklagen wir uns also nicht zu sehr über unsere Zeit. Jammern wir nicht, daß wir so gehetzt und überbürdet sind. Trauern wir nicht einer Vergangenheit nach, wo die Ehe eine Art Pensionsversicherung für arbeitslose Mädchen war.

Auch unsere Zeit hat Vorteile. Wir dürfen lange jung bleiben. Wir haben zahllose Möglichkeiten, unsern Geist zu bilden und unsern Körper zu kräftigen. Wir können dem Manne Kameradin und Gefährtin sein. Millionen Frauengenerationen würden uns wahrscheinlich beneiden — trotz unserer Ueberarbeitung — weil es ihnen lange nicht so gut gegangen ist. G. S., W.

Der Greis und das Kälbchen

Von Carl Hedinger

Auf einem Güterwagen steht in einer grobhölzigen Kiste, mit einem Strick festgebunden — zu straff, als daß sich das arme Tier richtig regen oder gar bei Müdigkeit auf den Boden der Kiste niederlegen könnte — ein vielleicht dreivierteljahr altes Kälbchen und schreit sein trauriges, noch unfertiges kindliches „Muh" in die Halle des Bahnhofs hinein, sodaß es weit bis zum Ausgang hin zu hören ist.

Gibt es unter diesen vielen hastenden Menschen, die da ab und zu eilen, nicht einen, dem dieser Klageschrei zu Herzen geht und der an den schmierigen stinkenden Güterwagen herantritt, um sich das hilflose arme Wesen zu beschauen, das da in einen engen Kasten hineingepfercht ist?

Doch, es gibt einen. Es ist ein Greis. Er ist durch widrige Lebensschicksale gezwungen, die Stadt zu verlassen, um in der Ferne ein neues Leben zu suchen.

O harte, grausame Welt!

Dieser Greis beugt sich weit über die Brüstung des Güterwagens und zwängt seine Rechte durch die Latten der grobhölzigen Kiste, um den Hals des Kälbchens zu liebkosen. Das arme Tierkind hört für eine Weile auf mit seinem „Muh" und schaut diesen Mann mit dankbaren Augen an, in denen der Schmerz des Heimwehs ist nach der guten Mutterkuh und nach der freien Alpmatte. Ist dieser Mann sein Retter? Ach nein, das Kälbchen ahnt die Gefahr, die es umlauert, seitdem es aus dem warmen Stall gezerrt und fremden Händen überliefert worden ist. Und wieder stößt es sein trauriges Muh aus.

Des Kälbchens Weg führt ins Schlachthaus. Der Greis muß in ein neues unbekanntes Leben.

O harte, grausame Welt!